

Mo Hayder

Atem



GOLDMANN
Lesen erleben

Mo Hayder

Atem

THRILLER

Ins Deutsche übertragen
von Rainer Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel »Hanging Hill«
bei Bantam Press, einem Imprint von Transworld Publishers, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Mo Hayder 2011

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31213-9

www.goldmann-verlag.de

Die Beerdigung fand in einer anglikanischen Kirche auf einem Hügel etwas außerhalb der alten Bäderstadt Bath statt. Die Kirche, über tausend Jahre alt, war nicht größer als eine Kapelle und die Zufahrt viel zu schmal für die Reporter und Fotografen, die sich hier nach den guten Plätzen drängten. Es war ein warmer Tag, und der Duft von Gras und Geißblatt wehte über den Friedhof, als die Trauergäste eintrafen. Ein paar Rehe, die nachmittags für gewöhnlich hierherkamen und das Moos von den Grabsteinen knabberten, wurden durch den lebhaften Betrieb verschreckt. Sie sprangen davon, setzten über die niedrige Steinmauer und verschwanden im angrenzenden Wald.

Die Leute schoben sich in die Kirche, nur zwei Frauen blieben draußen steif auf einer Bank unter dem weißen Sommerflieger sitzen. Schmetterlinge flatterten und schwirten zwischen den Blüten über ihren Köpfen umher, aber die Frauen schauten nicht zu ihnen hinauf. Sie waren vereint in ihrem Schweigen – immer noch benommen und fassungslos angesichts der Kette der Ereignisse, die sie hierhergeführt hatte. Sally und Zoë Benedict. Schwestern, auch wenn man es ihnen nicht ansah. Die große, langbeinige war Zoë, um ein Jahr älter als ihre Schwester Sally, die viel kleiner und gefasster war und immer noch das runde, aufgeräumte Gesicht eines Kindes hatte. Sie saß da und schaute hinunter auf ihre kleinen Hände und das Papiertaschentuch, das sie geknetet und in kleine Fetzen gerissen hatte.

»Es ist schwerer, als ich dachte«, sagte sie. »Ich meine – ich weiß nicht, ob ich da reingehen kann. Ich dachte, ich könnte es, aber jetzt bin ich mir nicht mehr sicher.«

»Ich auch nicht«, sagte Zoë leise. »Ich auch nicht.«

Eine Zeitlang saßen sie stumm da. Ein oder zwei Leute kamen die Treppe herauf, Leute, die sie nicht kannten. Dann zwei Freunde von Millie: Peter und Nial. Unbeholfen sahen sie aus in ihren feinen Anzügen und mit ihren ernstesten Gesichtern.

»Seine Schwester ist hier«, sagte Zoë nach einer Weile. »Ich habe auf der Treppe mit ihr gesprochen.«

»Seine Schwester? Ich wusste nicht, dass er eine hat.«

»Er hat eine.«

»Seltsame Vorstellung, dass er eine Familie hat. Wie sieht sie aus?«

»Kein bisschen wie er, Gott sei Dank. Aber sie hat gefragt, ob sie mit dir sprechen kann.«

»Was will sie?«

Zoë zuckte die Achseln. »Sich entschuldigen, nehme ich an.«

»Was hast du gesagt?«

»Was glaubst du? Nein. Natürlich ist die Antwort nein. Sie ist reingegangen.« Sie warf einen Blick über die Schulter zur Kirchentür. Der Vikar stand da und sprach leise mit Steve Fin-der, Sallys neuem Freund. Er war ein guter Mann, dachte Zoë – einer, der Sally Halt geben konnte, ohne sie zu sehr zu erdrücken. So jemanden brauchte sie. Er blickte auf, sah, dass Zoë ihn anschaute, und nickte. Dann hob er das Handgelenk und tippte auf seine Uhr, um zu signalisieren, dass es Zeit war. Der Vikar legte die Hände an die Türflügel, um sie zu schließen. Zoë stand auf. »Komm. Bringen wir's hinter uns.«

Sally rührte sich nicht. »Ich muss dich etwas fragen, Zoë. Zu dem, was passiert ist.«

Zoë zögerte. Jetzt war nicht der richtige Augenblick, um da-

rüber zu reden. Sie konnten nicht ändern, was geschehen war, indem sie darüber diskutierten. Aber sie setzte sich wieder. »Okay.«

»Es hört sich bestimmt komisch an.« Sally verdrehte die Taschentuchfetzen mit beiden Händen. »Aber glaubst du im Rückblick ... glaubst du, du hättest es kommen sehen können?«

»Oh, Sally – nein. Nein, das glaube ich nicht. Polizisten sind ja keine Hellseher. Auch wenn die Öffentlichkeit das gern hätte.«

»Ich hab mich nur gefragt. Weil ...«

»Weil was?«

»Weil ich rückblickend glaube, *ich* hätte es kommen sehen können. Ich glaube, ich habe eine Warnung erhalten. Ich weiß, das klingt verrückt, aber ich glaube es. Es gab eine Warnung. Oder eine Vorahnung. Oder einen Blick in die Zukunft. Wie immer du es nennen willst.«

»Nein, Sally. Das ist verrückt.«

»Ich weiß – und in dem Moment dachte ich es auch. Es war blöd, dachte ich. Aber jetzt kann ich mir nicht helfen: Ich denke dauernd, wenn ich darauf geachtet hätte, wenn ich das alles hier vorausgesehen hätte« – sie spreizte die Hände und deutete auf die Kirche, den Leichenwagen, der unten an der Treppe angehalten hatte, die Übertragungswagen und die Fotografen –, »dann hätte ich es verhindern können.«

Zoë dachte eine Weile darüber nach. Vor nicht allzu langer Zeit hätte sie über eine solche Äußerung gelacht. Doch jetzt war sie nicht mehr sicher. Die Welt war ein seltsamer Ort. Sie schaute zu Steve und dem Vikar hinauf und sah dann wieder ihre Schwester an. »Du hast mir nie etwas von einer ›Warnung‹ erzählt. Was für eine Warnung war das? Und wann hast du sie bekommen?«

»Wann?« Sally schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht ganz sicher. Aber ich glaube, es war an dem Tag, als die Sache mit Lorne Wood anfang.«

ERSTER TEIL

1

Es war ein Frühlingsnachmittag Anfang Mai gewesen, als die Abende wieder länger wurden und die Primeln und Tulpen unter den Bäumen schon zerfranst und unordentlich aussahen. Die ersten Anzeichen wärmeren Wetters hatten alle in gute Laune versetzt, und zum ersten Mal seit Monaten war Sally zu Isabelle zum Lunch gekommen. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, und ihre halbwüchsigen Kinder waren im Garten. Die beiden Frauen machten eine Flasche Wein auf und blieben in der Küche. Die Fenster waren offen, die Baumwollvorhänge wehten leicht im Wind, und von ihrem Platz am Tisch aus konnte Sally die Teenager beobachten. Sie kannten einander seit dem Kindergarten, aber erst seit ungefähr einem Jahr kam Millie wirklich gern hierher. Jetzt waren sie eine Bande, eine richtige kleine Clique: zwei Mädchen, zwei Jungen, zwei Jahre auseinander, aber auf derselben Privatschule, Kingsmead. Sophie, mit fünfzehn Isabelles Jüngste, machte im Garten Handstand, und ihre dunklen Locken schwangen wild umher. Millie, genauso alt, aber einen Kopf kleiner, hielt ihre Beine fest. Beide Mädchen trugen ähnliche Jeans und Neckholder-Tops, aber im Vergleich zu Sophies Kleidern waren Millies Sachen ausgebleichen und verschlissen.

»Ich muss da was machen«, sagte Sally nachdenklich. »Ihre Schuluniform hält auch nicht mehr lange. Ich war bei der Hausmutter, um zu sehen, ob ich eine Second-Hand-Uni-

form kriegen kann, aber sie hatte in Millies Größe nichts mehr da. Anscheinend kaufen alle Eltern von Kingsmead nur noch Second Hand.«

»Alle müssen den Gürtel etwas enger schnallen«, sagte Isabelle. Sie machte einen Sirupkuchen und beschwerte gerade den Teigboden mit einer Handvoll Murmeln, die sie in einem Glas auf dem Kühlschrank aufbewahrte. Die Butter und der goldene Sirup blubberten im Topf und erfüllten die Küche mit ihrem schweren, nussigen Duft. »Ich habe Sophies Sachen immer der Hausmutter gebracht.« Sie hatte die Murmeln auf dem Teig verteilt und schob die Form in den Ofen. »Aber von jetzt an hebe ich sie für Millie auf. Sophie trägt eine Nummer größer als sie.«

Sie wischte sich die bemehlten Hände an der Schürze ab, blieb einen Moment stehen und betrachtete ihre Freundin. Sally wusste, was sie dachte: Ihr Gesicht war blass und faltig, ihr Haar ungewaschen. Wahrscheinlich sah Isabelle vor ihrem geistigen Auge die pinkfarbene Schürze der Gebäudereinigungs-firma »HomeMaids«, die Sally sonst über verblichenen Jeans und einem Top mit Blumenmuster trug, und empfand Mitleid. Nach all der Zeit fing sie langsam an, sich an Mitleid zu gewöhnen. Natürlich war es die Scheidung. Die Scheidung und Julians neue Frau und ihr Baby.

»Ich wünschte, ich könnte ein bisschen mehr tun, um zu helfen.«

»Du hilfst doch, Isabelle.« Sie lächelte. »Du sprichst noch mit mir. Das ist mehr, als die anderen Mums in Kingsmead tun.«

»Ist es so schlimm? Immer noch?«

Schlimmer, dachte sie. Aber sie lächelte. »Es wird schon wieder.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Ich meine – ich habe mit der Bank gesprochen und meine Kredite hin und her geschoben, sodass ich nicht

mehr so hohe Zinsen zahlen muss. Und ich kriege jetzt mehr Stunden von der Agentur.«

»Ich weiß nicht, wie du das schaffst.«

Sally zuckte die Achseln. »Das schaffen andere Leute auch.«

»Ja, aber andere Leute sind solche Arbeit gewöhnt.«

Sie sah zu, wie Isabelle an den Herd trat und im Sirup rührte. Daneben standen offene Tüten mit Mehl und Haferflocken. Auf allen Artikeln standen Namen wie »Waitrose« oder »Finest« oder »Goodies Delicatessen«. Zu Hause im Cottage bei Sally und Millie stand »Aldi« oder »Lidl« auf den Packungen, und das Gefrierfach war voll von dem kümmerlichen, faserigen Grünzeug, das sie mühsam im Garten herangezogen hatte. Das war eine Lektion, die Sally sehr schnell gelernt hatte: Gemüsezucht war eine Beschäftigung für Reiche, die nichts zu tun hatten. Viel billiger war es, so etwas im Supermarkt zu kaufen. Jetzt nagte sie am Daumennagel und sah zu, wie Isabelle in der Küche hantierte, sah den vertrauten, kräftigen Rücken, die zweckmäßigen schlammfarbenen Shorts, die Bluse, die mit Blütenzweigen bedruckte Schürze. Sie waren seit Jahren befreundet, und Isabelle war der Mensch, dem Sally am meisten vertraute und bei dem sie sich zuallererst Rat holte. Trotzdem genierte sie sich jetzt ein wenig, über das zu sprechen, was sie beschäftigte.

Aber schließlich ging sie doch zu ihrer Tasche und zog eine blaue Mappe heraus. Sie war schäbig und wurde nur mit einem Gummiband zusammengehalten. Sally kam damit zum Tisch, legte sie neben die Weingläser, zog das Gummiband ab und nahm den Inhalt heraus. Handgemalte Karten, geschmückt mit Perlen, Schleifen und Federn, alles mit klarem Lack überzogen. Sie legte sie auf den Tisch und saß unschlüssig da, halbwegs bereit, alles wieder zusammenzuraffen und in ihre Tasche zu stecken.

»Sally?« Isabelle nahm den Topf vom Herd und rührte weiter darin, als sie herüberkam, um sich die Karten anzusehen. »Die hast du doch nicht etwa selbst gemacht, oder?« Sie betrachtete die oberste. Sie zeigte eine Frau mit einem violetten, mit Sternen besetzten Tuch, das sie sich vor das Gesicht gezogen hatte, sodass nur noch die Augen zu sehen waren. »Gott – wie schön. Was ist das?«

»Tarotkarten.«

»Tarot? Hast du plötzlich ein Faible für Esoterik? Wirst du uns allen die Zukunft weissagen?«

»Selbstverständlich nicht.«

Isabelle setzte den Topf ab und nahm die zweite Karte in die Hand. Abgebildet war eine hochgewachsene Frau, die einen großen, durchsichtigen Stern auf Armlänge vor sich hielt. Es sah aus, als schaue sie durch ihn hindurch zu den Wolken und der Sonne hinauf. Ihre zerzausten, grau gesträhten Locken reichten weit über den Rücken hinunter. Isabelle lächelte verlegen. »Das bin doch nicht etwa ich, oder?«

»Doch.«

»Im Ernst, Sally? Das Dekolleté schmeichelt mir aber, wenn ich das sagen darf.«

»Wenn du sie alle anschaust, wirst du jede Menge bekannte Gesichter entdecken.«

Isabelle blätterte in den Karten und hielt ab und zu inne, wenn sie jemanden erkannte. »Sophie! Und Millie. Du hast uns alle gemalt. Die Kinder auch. Sie sind *wunderschön*.«

»Ich hab mich gefragt«, sagte Sally zögernd, »ob ich sie vielleicht verkaufen kann. Zum Beispiel an den Hippieladen in Northumberland Place. Was meinst du?«

Isabelle drehte sich um und warf ihr einen seltsamen Blick zu, halb verwundert, halb amüsiert, als wüsste sie nicht, ob Sally einen Witz machte oder nicht.

Sofort war Sally klar, dass sie einen Fehler begangen hatte. Hastig schob sie die Karten zusammen und spürte, wie ihr vor lauter Verlegenheit die Röte am Hals heraufkroch. »Nein... ich meine, natürlich sind sie nicht gut genug. Das wusste ich schon.«

»Nein, räum sie nicht weg. Sie sind toll. Wirklich toll. Es ist nur so, dass... meinst du wirklich, du kriegst dafür so viel, dass es dir – du weißt schon, dass es dir bei deinen... Schulden hilft?«

Sally starrte die Karten an. Ihr Gesicht glühte. Sie hätte gar nicht davon anfangen sollen. Isabelle hatte recht; sie würde für diese Karten kaum etwas bekommen. Auf keinen Fall genug, um ihren Schuldenberg auch nur anzukratzen. Sie war dumm. So dumm.

»Aber nicht, weil sie nicht gut sind, Sally. Sie sind ausgezeichnet! Ehrlich, sie sind toll. Sieh dir die hier an!« Isabelle hielt Millies Porträt hoch. Die kleine, verrückte Millie, immer kleiner als die andern und das genaue Gegenteil von Sally, mit ihrem Zickzackpony und dem wirren, zottigen roten Haar, mit dem sie aussah wie ein kleines nepalesisches Straßenkind. Ihre Augen waren so wild und rund wie die eines Tieres – genau wie bei Millies Tante Zoë. »Sie ist einfach super. Genau so sieht sie aus. Und die hier mit Sophie – sie ist hinreißend. Hinreißend! Und Nial. Und Peter.« Nial war Isabelles schüchterner Sohn, ihr älteres Kind, und Peter Cyrus war sein gut aussehender Freund, ein Draufgänger und besonders beliebt bei den Mädchen. »Und Lorne – sieh sie nur an... und noch mal Millie. Und noch mal Sophie, und dann ich. Und...« Sie brach plötzlich ab und starrte eine Karte an. »Oh«, sagte sie schauernd. »Oh.«

»Was?«

»Ich weiß nicht. Irgendwas stimmt nicht mit der Farbe auf dieser da.«

Sally zog die Karte heran. Es war die Prinzessin der Stäbe. Sie trug ein wirbelndes rotes Kleid und hielt mit Mühe einen Tiger zurück, der an der Leine zerrte. Auch hier war Millie das Modell gewesen, aber auf dieser Karte war etwas mit ihrem Gesicht passiert. Sally strich mit dem Finger darüber und drückte darauf. Vielleicht war das Acryl rissig geworden oder hatte sich irgendwie gelöst, denn Körper, Kleidung und Hintergrund waren noch so, wie sie sie gemalt hatte, aber das Gesicht war verschwommen. Es sah aus wie auf einem Gemälde von Francis Bacon oder Lucian Freud. Auf einem dieser erschreckenden Bilder, auf denen man durch die Haut der Figuren hindurchzuschauen und geradewegs das Fleisch zu sehen glaubte.

»Igitt«, sagte Isabelle. »Ich bin froh, dass ich an solchen Kram nicht glaube. Sonst wäre ich jetzt wirklich beunruhigt. Als wär's eine Warnung oder so was.«

Sally sagte nichts. Sie starrte das Gesicht an. Es war, als sei da eine Hand gewesen und habe Millies Züge verwischt.

»Sally? Du glaubst doch nicht an solche Sachen, oder?«

Sally schob die Karte unter den Stapel. Sie hob den Kopf und klapperte mit den Lidern. »Natürlich nicht. Sei nicht albern.«

Isabelle trug den Topf zurück zum Herd. Sally legte die Karten unordentlich zusammen, verstaute sie wieder in ihrer Tasche und trank hastig einen Schluck Wein. Sie hätte das Glas gern auf einen Zug leergetrunken, um das Unbehagen loszuwerden, das sich in ihrem Magen zusammengezogen hatte. Gern hätte sie sich ein bisschen angesäuselt mit Isabelle draußen in der Sonne in einen Liegestuhl gelegt, wie sie es früher getan hatten – damals, als sie noch einen Mann hatte und mit ihrer Zeit anfangen konnte, was sie wollte. Damals war ihr nicht bewusst gewesen, wie viel Glück sie hatte. Jetzt konnte sie nicht in der Sonne sitzen und trinken, nicht mal sonntags. Den guten Wein, den Isabelle trank, konnte sie sich nicht leisten. Und wenn der Lunch

hier vorbei wäre, würde sie nicht in den Garten, sondern zur Arbeit gehen. Vielleicht, dachte sie und rieb sich müde den Nacken, hatte sie genau das ja verdient.

»Mum? *Mum!*«

Die beiden Frauen drehten sich um. Millie stand in der Tür, rot und atemlos. Ihre Jeans war voller Grasflecken, und sie hielt ihnen ihr Telefon in der erhobenen Hand entgegen.

»Millie?« Sally richtete sich auf. »Was ist denn?«

»Können wir Ihren Computer einschalten, Mrs. Sweetman? Sie twittern alle darüber. Es ist wegen Lorne. Sie ist verschwunden.«

2

Auf dem Polizeirevier, nur zwei Meilen weit entfernt im Zentrum von Bath, war Lorne Wood das einzige Gesprächsthema. Die sechzehnjährige Schülerin einer Privatschule am Ort – der Faulkener's – war beliebt und nach Auskunft ihrer Eltern ziemlich zuverlässig. Vom ersten Augenblick an hatte Sallys Schwester, Detective Inspector Zoë Benedict, keine Sekunde lang daran geglaubt, dass man sie lebend wiedersehen würde. Vielleicht war das einfach Zoës Art – sie war viel zu pragmatisch –, aber als dann ein Mitglied des Suchtrupps, der das Unterholz am Ufer des Kennet and Avon Canal absuchte, um zwei Uhr nachmittags eine Leiche fand, überraschte sie das kein bisschen.

»Nicht, dass ich solche Sprüche bringen würde wie ›Was hab ich gesagt?‹ oder so«, sagte sie leise zu Detective Inspector Ben Parris, als sie zusammen den Leinpfad entlanggingen. Sie hatte die Hände in den Taschen der schwarzen Jeans, die sie, wie der

Superintendent ihr immer vorhielt, als leitender Officer nicht tragen sollte. »Diese Worte wirst du aus meinem Munde niemals hören.«

»Selbstverständlich nicht.« Er wandte den Blick nicht von der kleinen Menschentraube vor ihnen. »Das passt nicht zu dir.«

Der Fundort war bereits abgesperrt, und tragbare Sichtblenden standen quer auf dem Weg. Davor lungerten zehn, zwölf Leute herum, Bootsbesitzer hauptsächlich, aber von der Presse war auch schon einer da. Er trug eine schwarze Regenjacke, und als die beiden DIs sich mit erhobenen Dienstausweisen vorbeidrängten, hielt er seine Nikon hoch und machte ein paar Aufnahmen. Er war ein sicheres Anzeichen dafür, dass die Sache sich mit einem Tempo herumsprach, bei dem die Polizei nicht mehr mithalten konnte, dachte Zoë.

Die abgesperrte und vor den Augen der Öffentlichkeit abgeschirmte Fläche war fast zweitausend Quadratmeter groß. Der Weg war mit lockerem Kies bedeckt und auf der einen Seite von den Binsen des Kanalufers gesäumt, auf der anderen von struppigem Unkraut – Wiesenkerbel, Brennesseln und Gras. Die Polizisten hatten einen Abstand von ungefähr fünfzig Metern zwischen den äußeren Sichtblenden und der inneren, durch Flatterband markierten Absperrung gelassen. Etwa dreißig Meter weiter, in einem Teil des Gestrüpps, der einen natürlichen Tunnel bildete, stand ein weißes Zelt.

Zoë und Ben stiegen in die weißen Overalls der Spurensicherung, streiften die Kapuzen über und zogen Handschuhe an. Dann duckten sie sich in das Zelt. Drinnen war es warm und stickig; es roch nach zertretenem Gras und Erde, und überall auf dem Boden verteilt lagen leichte Trittplatten aus Aluminium.

»Sie ist es.« Der leitende Kriminaltechniker stand gleich hin-

ter dem Zelteingang und machte sich Notizen auf einem Clipboard. Er blickte nicht auf, als sie hereinkamen. »Kein Zweifel. Lorne Wood.«

Hinter ihm, am Ende einer Reihe von Trittplatten, ging der Spurensicherungsfotograf um eine schlammverschmierte Plane herum und machte Videoaufnahmen.

»Mit solchen Planen bedecken sie Brennholz auf den Wohnbooten. Aber auf diesem Kanalabschnitt vermisst niemand eine. Der Kerl hat sie damit zugedeckt. Wenn man sie so sieht, könnte man meinen, sie läge im Bett.«

Er hatte recht. Lorne lag auf dem Rücken, als schlafe sie. Ein Arm ruhte auf der Plane, die ihr wie eine Bettdecke über die Brust gezogen worden war. Ihr Kopf war zur Seite gerollt, das Gesicht dem Zelteingang abgewandt. Zoë konnte es nicht sehen, aber das T-Shirt konnte sie sehen. Grau – mit der Aufschrift »I am Banksy« quer über der Brust. Lorne hatte es getragen, als sie gestern Nachmittag das Haus verlassen hatte. »Wann wurde sie als vermisst gemeldet?«

»Um acht«, sagte Ben. »Da sollte sie auf dem Heimweg sein.«

»Wir haben ihre Schlüssel gefunden«, sagte der Spurensicherer. »Aber immer noch kein Telefon. Nachher kommt eine Tauchereinheit und sucht den Kanal ab.«

In einer Ecke des Zelts warf ein Kriminaltechniker ein Paar schwarze Ballerinas in einen Beutel. Er spießte ein rotes Fähnchen in den Boden, versiegelte den Beutel und setzte seine Unterschrift quer über das Siegel. »Hat man sie da gefunden?«, fragte Zoë ihn.

Er nickte. »Genau hier. Alle beide.«

»Weggeschleudert? Abgestreift?«

»Ausgezogen. Sie standen so.« Der Techniker streckte beide Hände aus und hielt sie säuberlich parallel nebeneinander. »Einfach hingestellt.«

»Ist das Erde, was da klebt?«

»Ja. Aber nicht von hier. Die stammt vom Leinpfad irgendwo.«

»Und dieses Gras – wie das plattgedrückt ist?«

»Vom Kampf.«

»Viel ist es nicht«, stellte sie fest.

»Nein. War anscheinend schnell vorbei.«

Der Fotograf war mit seinen Videoaufnahmen fertig. Er wich zurück, damit Zoë und Ben an die Leiche herantreten konnten. Am Fußende der Plane verzweigten sich die Trittplatten in zwei Richtungen und führten um den Leichnam herum. Ben und Zoë gingen mit vorsichtigen Schritten zu der Seite, der Lornes Gesicht zugewandt war. Eine ganze Weile standen sie schweigend da und schauten auf sie hinunter. Sie waren beide seit über zehn Jahren bei der Kriminalpolizei, und in dieser Zeit hatten sie nur mit einer Handvoll Morde zu tun gehabt. Und keiner davon war vergleichbar mit dem hier.

Zoë blickte auf und sah den leitenden Techniker an. Sie spürte die aufsteigenden Tränen. »Was hat ihr Gesicht so entstellt?«

»Wissen wir nicht genau. Wir glauben, sie hat einen Tennisball zwischen den Zähnen.«

»O Gott«, sagte Ben. »O Gott.«

Der Kriminaltechniker hatte recht: Ein Streifen Klebeband spannte sich quer über Lornes Mund. Er hielt einen kugelförmigen Gegenstand fest, der dort hineingedrückt worden war, so weit es ging. Oben und unten schimmerte leuchtend grüner Flusch hervor. Der Unterkiefer war so weit aufgestemmt, dass es aussah wie Zähnefletschen oder Schreien. Die Nase war zu einem blutigen Klumpen zerschlagen, und die Augen waren zusammengekniffen. In ihren Haaren war noch mehr Blut; zwei rote Linien führten unter dem Klebstreifen hervor und liefen am Unterkiefer entlang nach hinten bis zu den Ohren. Sie

musste auf dem Rücken gelegen haben, als das Blut geflossen war.

»Wo kommt das her?«

»Aus dem Mund.«

»Hat sie sich auf die Zunge gebissen?«

Der Kriminaltechniker zuckte die Achseln. »Vielleicht ist die Haut geplatzt.«

»Geplatzt?«

Er berührte seine Mundwinkel. »Wenn man einen Tennisball gewaltsam in den Mund presst? Das würde die Haut an diesen Stellen stark dehnen.«

»Aber Haut platzt nicht ...«, fing sie an, doch dann erinnerte sie sich, dass Haut durchaus platzen konnte. Sie hatte es schon gesehen: auf dem Rücken und im Gesicht von Selbstmördern, die aus großer Höhe gesprungen waren. Der Aufprall ließ die Haut oft platzen. Bei dem Gedanken daran spürte sie einen kalten Klumpen im Magen.

»Haben Sie die Plane schon zurückgeschlagen?« Ben bückte sich und versuchte, unter das Segeltuch zu spähen. »Können wir mal sehen?«

»Der Rechtsmediziner hat darum gebeten, dass niemand sie anrührt. Sie sollen zur Obduktion kommen, sagt er. Er – ich – wir beide möchten sie so, wie sie ist, ins Leichenschauhaus bringen. Mit Plane und allem.«

»Dann darf ich vermuten, dass ein sexuelles Vergehen vorliegt?«

Der Spurensicherer zog die Nase hoch. »Ja. Kann man entschieden so sagen. Ein schweres sexuelles Vergehen sogar.«

»Und?« Ben sah auf die Uhr und wandte sich an Zoë. »Was willst du jetzt tun?«

Sie riss den Blick von Lornes Gesicht los und sah, wie der Officer am anderen Ende des Zelts ein Etikett auf den Beutel

mit den Schuhen klebte. »Ich glaube ...«, murmelte sie, »... ich glaube, ich will ein paar Schritte gehen.«

3

Eine Zeitlang hatte Lorne Wood zu Millies und Sophies kleiner Clique gehört. Aber dann, vor ungefähr einem Jahr, hatte es ausgesehen, als entferne sie sich nach und nach von den anderen Mädchen. Vielleicht hatten sie von Anfang an nicht allzu viel miteinander gemeinsam gehabt; sie war auf einer anderen Schule und ein Jahr älter gewesen, und Sally hatte schon immer den Eindruck gehabt, sie sei weiter entwickelt. Sie war die Hübscheste von allen, und sie schien es zu wissen. Blond, mit milchweißer Haut und klassischen blauen Augen. Eine echte Schönheit.

Jetzt, an diesem Mittag, versammelten sich die Teenager um den Computer in Isabelles Arbeitszimmer und suchten auf Facebook und Twitter allen möglichen Tratsch und Klatsch zusammen, um Stück für Stück herauszufinden, was passiert war. Viel Neues gab es nicht; die Polizei hatte keine weitere Presseerklärung herausgegeben, nachdem sie am Morgen bestätigt hatte, dass Lorne vermisst wurde. Anscheinend hatte ihre Mutter sie zuletzt am vergangenen Nachmittag gesehen, als sie zu Fuß in die Stadt auf Einkaufstour gegangen war. Seitdem hatte es auf Lornes Facebook-Seite kein Update gegeben, und mit ihrem Handy war auch nicht mehr telefoniert worden. Als ihre Eltern sie angerufen hatten, war das Telefon anscheinend abgeschaltet gewesen.

»Vielleicht steckt nur ein kleiner Streit dahinter«, meinte Isabelle, als die Kids wieder draußen waren. »Sie war sauer auf ihre

Eltern und ist mit einem Jungen weggelaufen. Das hab ich in dem Alter auch getan. Man will es seinen Eltern mal so richtig zeigen. So was eben.«

»Wahrscheinlich.« Sally nickte. »Vielleicht.«

Es war kurz vor halb zwei. Zeit zum Gehen. Sie fing an, ihre Sachen einzupacken, und dachte dabei an Lorne. Sie war ihr nur ein paarmal begegnet, aber sie erinnerte sich an ein entschlossenes Mädchen mit einer etwas traurigen Ausstrahlung. Einmal hatte sie mit ihr im Garten gesessen, als sie und Millie noch bei Julian in der Sion Road wohnten, und Lorne hatte aus heiterem Himmel gesagt: »Millie hat großes Glück. Wissen Sie – weil es nur sie gibt.«

»Nur sie?«

»Keine Geschwister.«

Sally war überrascht gewesen. »Ich dachte, du verstehst dich gut mit deinem Bruder?«

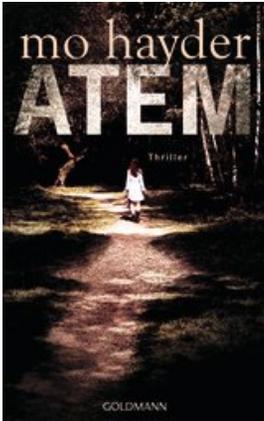
»Eigentlich nicht.«

»Ist er nicht nett zu dir?«

»O doch, er ist sehr nett. Und er ist klug.« Sie strich sich das Haar aus dem hübschen Gesicht. »Er ist vollkommen. Er tut *alles*, was Mum und Dad wollen. Das meine ich ja. Millie hat Glück.«

Dieses Gespräch war Sally im Gedächtnis geblieben, und sie erinnerte sich jetzt so klar und deutlich daran, als hätte es erst gestern stattgefunden. Sie hatte noch nie gehört, dass jemand es als Nachteil empfand, einen Bruder oder eine Schwester zu haben. Vielleicht dachten manche Leute so etwas, aber sie hatte noch nie erlebt, dass es jemand aussprach.

»Ich wünschte, sie würden das nicht tun.« Sally blickte auf. Isabelle stand am Fenster und schaute stirnrunzelnd hinaus in den Garten. »Ich weiß nicht mehr, wie oft ich es ihnen gesagt habe.«



Mo Hayder

Atem
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31213-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

Sie würde für ihr Kind sterben. Aber würde sie auch dafür töten?

Sally Benedict ist sich sicher: alles fing mit dem Mord an Lorne Wood an, dem 16-jährigen Mädchen, das in dieselbe Schule ging wie ihre Tochter Millie. Eines Abends kehrte sie nicht mehr nach Hause zurück, man fand sie tot am Kanal, mit einem Tennisball im Mund und einer Plane bedeckt. Aber dies ist nicht das Einzige, was Sally zu schaffen macht: Ihre Ehe ist gescheitert, das Geld wird knapp, und sie hat das Gefühl, die Kontrolle über ihr Leben zunehmend zu verlieren. Als ihre Tochter immer größere Forderungen stellt, schlägt Sally einen Weg ein, der sie immer tiefer in kriminelle Kreise führt. Und dann übernimmt auch noch ihre Schwester Zoë, die bei der Polizei arbeitet, den Fall Lorne Wood – und es geschieht etwas im Leben der beiden Schwestern, das sie für immer aneinander binden wird ...



[Der Titel im Katalog](#)